



Aus Freude am Lesen

In der Kleinstadt Shirley Falls in New England herrscht ein drückend heißer Sommer, der die Menschen träge und gereizt macht. Die sechzehnjährige Amy arbeitet mit ihrer Mutter Isabelle im Büro der Holzfabrik und lauscht erötend Fat Bevs anzüglichen Klatschgeschichten. Fat Bev ist so ganz anders und so viel interessanter als ihre spröde Mutter, mit der sie kaum noch ein Wort wechselt. In vielerlei Hinsicht lieben und hassen sich Amy und Isabelle wie alle Mütter und Töchter. Aber seit die bis über beide Ohren verliebte Amy mit ihrem Mathematiklehrer Mr. Robertson hinter beschlagenen Autofenstern ertappt wurde, scheint die Distanz unüberbrückbar. Damals, im Juni, verließ Mr. Robertson die Stadt, und Isabelle schnitt ihrer Tochter voller Wut die langen blonden Haare ab. Der Skandal, den Isabelle so fürchtet, reißt alte Wunden auf und konfrontiert sie mit ihrer eigenen Vergangenheit. Während Amy woanders nach Zuneigung sucht, stellt sich Isabelle ihren Ängsten und lernt, wie man Freundschaft schließt. Und endlich finden auch Mutter und Tochter wieder zueinander ...

ELIZABETH STROUT wurde 1956 in Portland, Maine, geboren und lebt heute in New York. Nach dem Jurastudium begann sie zu schreiben. Ihr erster Roman »Amy & Isabelle« wurde für die Shortlist des Orange Prize und den PEN / Faulkner Award nominiert und wurde ein Bestseller. Für den Roman »Mit Blick aufs Meer« erhielt Elizabeth Strout den Pulitzerpreis.

Elizabeth Strout

Amy & Isabelle

Roman

*Aus dem Amerikanischen von
Margarete Längsfeld*

btb

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
»Amy and Isabelle« bei Random House, Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2011
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 1998 Elizabeth Strout
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der deutschen Übersetzung Piper Verlag GmbH,
München 1998
Umschlaggestaltung: semper smile München
Umschlagmotiv: © Walter Bibikow / AGE / F1 online
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: SK
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74249-3

www.btb-verlag.de

FÜR ZARINA

Danksagung

Ich danke Marty Feldman, Daniel Menaker und
Kathy Chamberlain für ihre unschätzbare Unterstützung

Der Sommer, in dem Mr. Robertson die Stadt verließ, war furchtbar heiß, und lange Zeit wirkte der Fluß wie tot. Nichts als ein totes, braunes schlangenartiges Etwas, das sich flach mitten durch die Stadt zog und an dessen Rand sich schmutziggelber Schlamm sammelte. Fremde, die auf der Schnellstraße vorüberfuhren, kurbelten wegen des widerwärtigen Schwefelgeruchs ihre Autoscheiben hoch und fragten sich, wie man nur leben konnte mit diesem Gestank, der vom Fluß und von der Fabrik kam. Aber die Menschen in Shirley Falls waren daran gewöhnt, und selbst in der furchtbaren Hitze nahmen sie ihn nur beim ersten Aufwachen wahr; nein, der Gestank störte sie nicht sonderlich.

Hingegen störte es die Menschen in jenem Sommer, daß der Himmel nie blau war, sondern daß ein schmutziger Gazeverband über die Stadt gestülpt zu sein schien, der jeden hellen Sonnenstrahl ausschloß, der hereinsickern wollte, der alles abwehrte, was den Dingen ihre Farbe gab, so daß eine nebelhafte Stumpfheit in der Luft hing – dies machte den Menschen in jenem Sommer zu schaffen und ließ sie sich nach einer Weile beklommen fühlen. Und da war noch mehr: Weiter flußaufwärts wollte die Ernte nicht recht gedeihen – die Stangenbohnen waren klein und verschrumpelt, die Karotten hörten auf zu wachsen, als sie kaum die Größe von Kinderfingern erreicht hatten, und im Norden des Staates sollten zwei UFOs gesichtet worden sein. Man munkelte, die Regierung habe sogar Leute zur Untersuchung geschickt.

Im Großraumbüro der Fabrik, wo ein paar Frauen ihre Tage damit zubrachten, Rechnungen zu trennen, Durchschläge abzuheften und mit der Faust Briefmarken auf Umschläge zu drücken, herrschte für eine Weile besorgtes Tuscheln. Einige glaubten, das Ende der Welt sei womöglich nahe, und auch die Frauen, die so weit nicht gehen wollten, mußten zugeben, daß es vielleicht keine gute Idee war, Menschen in den Weltraum zu schicken, daß es uns wirklich nicht zukam, auf dem Mond herumzuspazieren. Aber die Hitze war unbarmherzig, und die Ventilatoren, die in den Fenstern rappelten, schienen absolut nichts zu bewirken, und schließlich verloren alle Frauen den Schwung; sie saßen leicht breitbeinig an ihren hölzernen Schreibtischen, die Haare im Nacken hochgesteckt. »Ist das zu glauben«, war am Ende alles, was gesprochen wurde.

Einmal hatte sie der Bürovorsteher, Avery Clark, zeitiger nach Hause geschickt, doch es folgten noch heißere Tage, ohne daß je wieder von Heimschicken die Rede war, also würde das wohl kein zweites Mal geschehen. Offensichtlich war es ihnen bestimmt, zu sitzen und zu leiden, und sie litten sehr – der Raum konservierte die Hitze. Es war ein großer Raum mit hoher Decke und knarzendem Holzfußboden. Die Schreibtische standen sich paarweise gegenüber. Metallene Aktenschränke säumten die Wände; auf einem stand ein Philodendron, dessen Ranken Ringel bildeten und sich verhakten, doch einige hatten sich gelöst und hingen fast bis auf den Boden. Dies war das einzige Grün im Raum. Die Begonien und ein hängendes Ampelkraut an der Fensterseite waren braun geworden. Gelegentlich fegte die von einem Ventilator bewegte heiße Luft ein totes Blatt auf den Boden.

An diesem Schauplatz der Ermattung gab es eine Frau, die abseits von den übrigen stand. Genauer gesagt, sie saß abseits von den übrigen. Ihr Name war Isabelle Goodrow,

und weil sie Avery Clarks Sekretärin war, hatte ihr Schreibtisch kein Gegenüber. Er stand vielmehr dem verglasten Büro von Avery Clark zugewandt, einer eigenartigen Konstruktion aus Holztäfelung und großen Glasscheiben (die eindeutig dazu gedacht waren, daß er seine Angestellten im Auge behalten konnte, wenngleich er selten von seinem Schreibtisch aufsaß) – gemeinhin als »Goldfischglas« bezeichnet. Als Chefsekretärin hatte Isabelle Goodrow einen anderen Status als die übrigen Frauen im Raum, aber sie war ohnehin anders. Sie war zum Beispiel tadellos gekleidet; sogar bei dieser Hitze trug sie Nylonstrumpfhosen. Auf den ersten Blick mochte sie hübsch wirken, aber bei näherem Hinsehen erkannte man, daß es dazu nicht ganz reichte, daß ihr Äußeres fast schon unscheinbar zu nennen war. Ihr Haar war ganz gewiß unscheinbar – dünn und dunkelbraun, zurückgekämmt und zu einem Knoten geschlungen. Diese Frisur ließ sie älter aussehen, auch ein wenig lehrerinnenhaft, und ihre dunklen kleinen Augen hatten ständig einen Ausdruck der Verwunderung.

Während die anderen Frauen dazu neigten, ausgiebig zu seufzen oder sich wiederholt zum Wasserhahn zu begeben, über Kopfweh und geschwollene Füße zu klagen und sich gegenseitig zu warnen, nicht aus den Schuhen zu schlüpfen, weil man sie nicht wieder anbekäme, verhielt sich Isabelle Goodrow ziemlich still. Isabelle Goodrow saß aufrecht an ihrem Schreibtisch, die Knie zusammengepreßt, und tippte in gleichmäßigem Tempo vor sich hin. Ihr Hals war etwas eigenartig. Für eine kleine Frau war er übermäßig lang, und er erhob sich aus ihrem Kragen wie der Hals des Schwans, den man in jenem Sommer auf dem wie tot wirkenden Fluß vollkommen still am schaumgesäumten Ufer entlangschwimmen sah.

Jedenfalls kam Isabelles Hals ihrer Tochter Amy so vor, die in jenem Sommer sechzehn Jahre alt war und neuer-

dings eine Abneigung gegen den Anblick des Halses ihrer Mutter hegte (gegen den Anblick ihrer Mutter, Punktum) und die sich nie etwas aus dem Schwan gemacht hatte. In vielerlei Hinsicht sah Amy ihrer Mutter nicht ähnlich. Während das Haar ihrer Mutter stumpf war und dünn, war Amys Haar dicht und blond gesträht. Selbst so, wie es jetzt geschnitten war, aufs Geratewohl unterhalb der Ohren abgesäbelt, war es bemerkenswert gesund und kräftig. Und Amy war groß. Ihre Hände waren groß, ihre Füße waren lang. Aber ihre Augen, die größer waren als die ihrer Mutter, zeigten oft denselben Ausdruck zögernder Verwunderung, und dieser erschrockene Blick konnte bei der Person, auf die er gerichtet war, ein gewisses Unbehagen auslösen. Dabei war Amy schüchtern und hielt ihren Blick selten länger auf jemanden gerichtet. Es entsprach eher ihrer Art, einem Menschen einen raschen Blick zuzuwerfen und dann den Kopf abzuwenden. Auf alle Fälle wußte sie nicht, welchen Eindruck sie machte, falls überhaupt, obwohl sie sich früher insgeheim in jedem verfügbaren Spiegel betrachtet hatte.

Doch in jenem Sommer blickte Amy nicht in Spiegel. Sie ging ihnen vielmehr aus dem Weg. Sie wäre gern auch ihrer Mutter aus dem Weg gegangen, aber das war unmöglich – sie arbeiteten beide im Großraumbüro. Dieses Arrangement für den Sommer war vor Monaten von ihrer Mutter und Avery Clark getroffen worden, und obwohl man Amy gesagt hatte, sie solle dankbar sein für die Arbeit, war sie es nicht. Die Arbeit war äußerst stumpfsinnig. Amy hatte auf einer Rechenmaschine die letzte Zahlenspalte aller orange-farbenen Rechnungen, die auf ihrem Schreibtisch gestapelt lagen, zu addieren, und das einzig Gute dabei war, daß ihr Verstand manchmal einzuschlafen schien.

Das eigentliche Problem freilich lag darin, daß sie und ihre Mutter den ganzen Tag zusammen waren. Amy schien

es, als verbinde sie eine schwarze Linie, nicht breiter vielleicht als mit einem Bleistift gezogen, eine Linie jedoch, die immer da war. Selbst wenn eine von ihnen den Raum verließ, um, sagen wir, zur Toilette oder zum Wasserspender im Flur zu gehen, konnte das der schwarzen Linie nichts anhaben; sie durchschnitt einfach die Wand und verband Mutter und Tochter weiterhin. Sie taten ihr Bestes. Wenigstens waren ihre Schreibtische weit voneinander entfernt.

Amy saß in einer hinteren Ecke an einem Schreibtisch gegenüber von Fat Bev. Gewöhnlich war das der Platz von Dottie Brown, aber Dottie Brown war zu Hause und erholte sich diesen Sommer von einer Gebärmutterentfernung. Jeden Morgen beobachtete Amy, wie Fat Bev Flohsamen abmaß, in eine Halbliterpackung Orangensaft gab und heftig schüttelte. »Du hast es gut«, sagte Fat Bev. »Jung und gesund und alles. Ich wette, du machst dir nie Gedanken über deine Verdauung.« Amy drehte verlegen den Kopf weg.

Fat Bev zündete sich jedesmal eine Zigarette an, sobald ihr Orangensaft alle war. Jahre später sollte ein Gesetz ihr dies am Arbeitsplatz untersagen – was dazu führen würde, daß sie noch einmal zehn Pfund zunahm und sich zur Ruhe setzte –, doch noch stand es ihr frei, kräftig zu inhalieren und langsam auszuatmen, bis sie die Zigarette in dem gläsernen Aschenbecher ausdrückte und zu Amy sagte: »Das hat gewirkt, es hat den Apparat zum Laufen gebracht.« Sie zwinkerte Amy zu, als sie schwerfällig aufstand und ihre Massen zur Toilette schleppte.

Es war wirklich interessant. Amy wußte bisher nicht, daß man von Zigaretten aufs Klo mußte. Das war nicht der Fall, wenn sie und Stacy Burrows im Wald hinter der Schule rauchten. Und sie wußte nicht, daß eine erwachsene Frau so unbefangen über ihre Verdauung sprechen konnte. Gerade dies ließ Amy erkennen, wie anders als andere Leute sie und ihre Mutter waren.

Fat Bev kam von der Toilette zurück, setzte sich seufzend hin, zupfte winzige Fusseln von ihrer übergroßen ärmellosen Bluse. »So«, sagte sie und griff zum Telefon, wobei ein feuchter Halbmond auf dem hellblauen Stoff unter ihren Achselhöhlen sichtbar wurde, »denke, ich ruf die liebe Dottie mal an.« Fat Bev rief Dottie Brown jeden Morgen an. Jetzt wählte sie mit dem Ende eines Bleistifts die Nummer und klemmte sich den Hörer zwischen Schulter und Hals.

»Blutest du noch?« fragte sie, während sie mit ihren rosa Fingernägeln auf den Schreibtisch klopfte, pinkfarbene Scheiben, fast ganz in Fleisch eingebettet. Sie waren wassermelonenrosa lackiert – sie hatte Amy das Fläschchen gezeigt. »Willst du einen Rekord aufstellen oder was? Macht nichts, brauchst dich nicht zu beeilen. Hier vermißt dich sowieso keiner.« Fat Bev nahm einen Avon-Katalog zur Hand und fächelte sich damit, ihr Stuhl knarrte, als sie sich zurücklehnte. »Im Ernst, Dot. Ist viel netter, Amy Goodrows niedliches Gesicht anzugucken, als dich über deine Krämpfe quatschen zu hören.« Sie zwinkerte Amy zu.

Amy sah fort und drückte eine Ziffer auf der Addiermaschine. Es war nett von Fat Bev, das zu sagen, aber es stimmte natürlich nicht. Fat Bev vermißte Dottie sehr. Und warum auch nicht? Sie waren seit einer Ewigkeit Freundinnen, sie hatten schon zusammen in diesem Raum gesessen, als Amy noch gar nicht auf der Welt war, auch wenn Amy bei dieser Vorstellung schwindlig wurde. Außerdem galt es zu bedenken, daß Fat Bev nur zu gern redete. Das gab sie selbst zu. »Ich kann keine fünf Minuten den Mund halten«, sagte sie, und als Amy eines Tages die Uhr im Auge behielt, hatte sie festgestellt, daß es stimmte. »Ich muß einfach reden«, erklärte Fat Bev. »Es ist so eine Art körperlicher Drang.« Es schien etwas dran zu sein. Ihr Drang zu reden schien so hartnäckig wie ihr Drang, Drops der Marke Life Savers und Ziga-

retten zu konsumieren, und Amy, die Fat Bev liebte, bedauerte, daß ihre eigene Zurückhaltung für Enttäuschung sorgen mußte. Ohne den Gedanken weiter zu verfolgen, gab sie ihrer Mutter die Schuld. Auch ihre Mutter war nicht besonders gesprächig. Man mußte sie nur ansehen, wie sie den ganzen Tag dasaß und tippte, nie bei jemandem am Schreibtisch stehenblieb, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, über die Hitze zu klagen. Sie wußte bestimmt, daß man sie für einen Snob hielt. Da Amy ihre Tochter war, hielt man sie wohl gleichfalls für einen Snob.

Aber Fat Bev schien nicht im mindesten enttäuscht, daß sie ihre Ecke mit Amy teilen mußte. Sie legte den Hörer auf und beugte sich vor, erzählte Amy mit leiser, vertraulicher Stimme, daß Dottie Browns Schwiegermutter die selbstsüchtigste Frau der Stadt sei. Dottie hatte ein Verlangen nach Kartoffelsalat gehabt, was freilich ein sehr gutes Zeichen war, und als sie dies ihrer Schwiegermutter sagte, die bekanntlich den besten Kartoffelsalat weit und breit machte, hatte Bea Brown Dottie empfohlen, aus dem Bett zu steigen und selbst Kartoffeln zu schälen.

»Das ist ja schrecklich«, erklärte Amy aufrichtig.

»Kann man wohl sagen.« Fat Bev lehnte sich zurück und gähnte, beklopfte ihren fleischigen Hals, und ihre Augen wurden feucht. »Herzchen«, sagte sie und nickte, »heirate du einen Mann, der keine Mutter mehr hat.«

Die Kantine der Fabrik war ein außerordentlicher, heruntergekommener Raum. Verkaufsautomaten säumten eine Wand, ein gesprungener Spiegel nahm die ganze Länge einer anderen ein; Tische, von deren Platte das Linoleum abblätterte, standen aufs Geratewohl zusammengeschoben und verrutschten, wenn die Frauen sich niederließen, ihre Pausenpakete, ihre Wasserdosen und Aschenbecher ausbreiteten, in Wachspapier gepackte Butterbrote auswickel-

ten. Amy setzte sich wie jeden Tag weit weg von dem gesprungenen Spiegel.

Isabelle saß an demselben Tisch und schüttelte den Kopf, als sie die Geschichte von Bea Browns unerhörter Bemerkung zu Dottie vernahm. Arlene Tucker sagte, das liege vermutlich an den Hormonen, wenn man Bea Browns Kinn genau ins Auge fasse, würde man sehen, daß sie einen Bart habe, und Arlene war überzeugt, daß solche Frauen zu Boshaftigkeit neigten. Rosie Tanguay sagte, das Problem mit Bea Brown sei, daß sie keinen einzigen Tag in ihrem Leben gearbeitet habe, und danach splitterten sich die Gespräche in kleine Gruppen auf, wirre Stimmen überschnitten sich. Kurzes bellendes Lachen unterstrich einen Bericht, bedenkliches Zungenschnalzen begleitete einen anderen.

Amy genoß das. Alles, was sie hörte, war interessant für sie, sogar die Geschichte von einem defekten Kühlschrank: Eine Zweiliterpackung Schokoladeneis war im Spülstein geschmolzen, war sauer geworden und hatte am nächsten Morgen bestialisch gestunken. Die Stimmen waren angenehm und tröstlich; Amy sah schweigsam von einem Gesicht zum anderen. Sie war von nichts ausgeschlossen, doch die Frauen waren höflich genug, nicht zu versuchen, sie in ihre Gespräche einzubeziehen, oder vielleicht wollten sie es auch nicht. Dies alles lenkte Amy ab. Natürlich hätte sie es noch mehr genossen, wenn ihre Mutter nicht im Raum gewesen wäre, aber das sachte Surren verschaffte ihnen eine gewisse Erholung, obwohl die schwarze Linie zwischen ihnen ständig vorhanden war.

Fat Bev drückte auf einen Knopf am Getränkeautomaten, und eine Dose Tab fiel klappernd heraus. Sie beugte ihren massigen Körper vor, um sie an sich zu nehmen. »Noch drei Wochen, dann kann Dottie Sex haben«, sagte sie. Die schwarze Linie zwischen Amy und Isabelle straffte sich. »Sie wünscht, es wären noch drei Monate«, und an dieser

Stelle wurde die Dose Sodawasser mit einem Plop geöffnet. »Aber wie ich höre, wird Wally langsam ungeduldig. Er kann's nicht erwarten, wieder zu reiten.«

Amy schluckte die Kruste ihres Butterbrots hinunter.

»Sag ihm, er soll sich's selbst besorgen«, sagte eine, was mit Lachen quittiert wurde. Amys Herzschlag beschleunigte sich, Schweiß bildete sich auf ihrer Oberlippe.

»Wißt ihr, man vertrocknet nach einer Gebärmutterentfernung.« Arlene Tucker äußerte dies mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken.

»Ich bin nicht vertrocknet.«

»Weil sie dir die Eierstöcke nicht rausgenommen haben.« Arlene nickte wieder – sie war eine Frau, die glaubte, was sie sagte. »Bei Dot haben sie alles rausgerupft.«

»Oh, meine Mutter ist verrückt geworden von der fliegenden Hitze«, sagte eine, und dankenswerterweise – Amy fühlte, wie ihr Herzschlag langsamer, ihr Gesicht in der Hitze kühler wurde – ließ man von dem ungeduldigen Wally ab; statt dessen war von fliegender Hitze und Heulkrämpfen die Rede.

Isabelle wickelte den Rest ihres Butterbrots ein und steckte es zurück in den Pausenbeutel. »Es ist wirklich zu heiß zum Essen«, murmelte sie Fat Bev zu, und das war das erste Mal, daß Amy ihre Mutter die Hitze erwähnen hörte.

»Herrje, das wäre schön.« Bev kicherte, ihre große Brust hob sich. »Für mich ist es nie zu heiß zum Essen.«

Isabelle lächelte und nahm einen Lippenstift aus ihrer Handtasche.

Amy gähnte. Sie war plötzlich todmüde; sie hätte den Kopf auf den Tisch legen und sofort einschlafen können.

»Herzchen, ich bin neugierig«, sagte Fat Bev. Sie hatte sich eben eine Zigarette angezündet und sah Amy durch den Rauch an. Sie pflückte sich einen Tabakkrümel von der Lippe und betrachtete ihn, bevor sie ihn auf den Boden

schnippte. »Warum hast du beschlossen, dir die Haare abzuschneiden?«

Die schwarze Linie vibrierte und surrte. Ohne es zu wollen, sah Amy ihre Mutter an. Isabelle schminkte sich in einem Handspiegel die Lippen, den Kopf leicht zurückgeneigt; die Hand mit dem Lippenstift hielt inne.

»Es ist hübsch«, fügte Bev hinzu. »Sehr hübsch sogar. Ich bin bloß neugierig, weiter nichts. Bei deinem vollen Haar.«

Amy wandte das Gesicht dem Fenster zu und griff sich ans Ohrläppchen. Die Frauen warfen das Butterbrotpapier in den Abfall, wischten sich Krümel von den Kleidern, gähnten, die Fäuste am Mund, und standen auf.

»Ist vermutlich kühler so«, sagte Fat Bev.

»Stimmt. Viel kühler.« Amy sah Bev an, dann sah sie zur Seite.

Fat Bev seufzte vernehmlich. »Okay, Isabelle«, sagte sie. »Komm. Auf geht's, zurück in die Tretmühle.«

Isabelle preßte die Lippen zusammen und ließ ihre Handtasche zuschnappen. »Sehr richtig«, sagte sie, ohne Amy anzusehen. »Keine Rast für die Ermatteten.«

Aber Isabelle hatte ihre Geschichte. Und als sie vor Jahren erstmals in der Stadt aufgetaucht war und das alte Crane-Haus an der Route 22 gemietet hatte, wo sie ihre wenigen Habseligkeiten und ihre kleine Tochter (ein ernst blickendes Kind mit vollem hellem Lockenhaar) einquartierte, hatte das bei den Mitgliedern der Kongregationskirche und auch bei den Frauen, zu denen sie sich im Großraumbüro der Fabrik gesellte, eine gewisse Neugierde geweckt.

Doch die junge Isabelle Goodrow war schon damals nicht mitteilbar. Sie antwortete einfach, daß ihr Mann tot sei, ebenso ihre Eltern, und daß sie flußabwärts nach Shirley Falls gezogen sei, um eine bessere Chance zu haben, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Mehr wußte eigentlich nie-

mand. Allerdings war einigen aufgefallen, daß sie, als sie neu in der Stadt war, einen Ehering getragen hatte, daß sie ihn nach einer Weile aber nicht mehr trug.

Sie schien sich keine Freunde zu machen. Sie machte sich auch keine Feinde, wiewohl sie eine gewissenhafte Arbeiterin war und ihr infolgedessen etliche Beförderungen zuteil wurden. Jedesmal wurde im Großraumbüro ein bißchen gemurrt, besonders letztens, als sie sich weit über die anderen erhob, da sie die Chefsekretärin von Avery Clark wurde, aber keine wünschte ihr etwas Schlechtes. Hinter ihrem Rücken wurden zuweilen Scherze, Bemerkungen gemacht, etwa, daß sie mal gründlich durchgebüsst werden müßte, um lockerer zu werden, aber diese Anspielungen wurden mit den Jahren seltener. Unterdessen war sie eine Altgediente. Amys Befürchtungen, daß ihre Mutter als Snob galt, waren nicht gerechtfertigt. Sicher, die Frauen klatschten untereinander, aber Amy war zu jung, um zu verstehen, daß die familienähnliche Anerkennung, die sie füreinander hegten, auch ihre Mutter einbezog.

Dennoch würde keine behaupten, Isabelle zu kennen. Und gewiß ahnte keine, daß die Ärmste gerade jetzt durch die Hölle ging. Falls sie dünner aussah als sonst, ein bißchen blasser, nun ja, es war entsetzlich heiß. So heiß, daß sogar jetzt, gegen Ende des Tages, als Amy und Isabelle über den Parkplatz gingen, noch die Hitze vom Teer aufstieg.

»Schönen Abend, ihr beiden«, rief Fat Bev hinüber, als sie sich in ihr Auto hievte.

Die Geranien auf der Fensterbank über dem Spülbecken hatten leuchtendrote Blütenköpfe, groß wie Tennisbälle, aber wieder waren zwei Blätter gelb geworden. Als Isabelle die Schlüssel auf den Tisch warf, bemerkte sie es sofort und zupfte sie ab. Hätte sie gewußt, daß der Sommer so schrecklich würde, hätte sie sich gar nicht erst die Mühe gemacht,

Geranien zu kaufen. Sie hätte die Blumenkästen an den vorderen Fenstern nicht mit lavendelfarbenen Petunien gefüllt und hinter dem Haus keine Tomaten, Ringelblumen und kein Springkraut gepflanzt. Als die Blumen nun ganz leicht die Köpfe hängen ließen, überkam Isabelle das Gefühl eines drohenden Verhängnisses. Sie drückte die Finger in die Blumentopferde, fühlte, ob sie feucht war, und fand sie zu naß, denn Geranien brauchten strahlende Sonne und nicht diese klamme Hitze. Sie warf die Blätter zum Abfall unter dem Spülbecken und trat zurück, um Amy vorbeizulassen.

Amy war es, die das Abendessen machte. In den alten Zeiten (diesen Ausdruck benutzte Isabelle in Gedanken, wenn sie sich auf ihr Leben vor diesem Sommer bezog) hatten sie sich abgewechselt, aber jetzt war es allein Amys Aufgabe. Eine stillschweigende Übereinkunft: Es war das mindeste, was Amy tun konnte – eine Dose rote Bete aufmachen und ein paar Hamburger in der Pfanne braten. Jetzt stand sie da, öffnete langsam Schränke, bohrte träge einen Finger in das Hackfleisch für die Hamburger. »Wasch dir die Hände«, sagte Isabelle und ging an ihr vorbei zur Treppe.

Aber dann klingelte das Telefon, das akkurat in der Ecke der Anrichte untergebracht war, und Isabelle und Amy bekamen beide einen gehörigen Schrecken. Aber es löste auch Hoffnung aus: Manchmal vergingen Tage, ohne daß es einen Ton von sich gab.

»Hallo?« sagte Amy, und Isabelle blieb stehen, den Fuß auf der Treppe.

»Oh, hi«, sagte Amy. Sie legte die Hand über den Hörer und sagte, ohne ihre Mutter anzusehen: »Ist für mich.«

Isabelle ging langsam die Treppe hinauf. »Ja«, hörte sie Amy sagen. Und kurz darauf fragte Amy schneller: »Und wie geht's eurem Hund?«

Isabelle ging leise in ihr Schlafzimmer. Wen kannte Amy, der einen Hund hatte? Ihr Schlafzimmer unter dem Dach war um diese Tageszeit stickig, dennoch schloß Isabelle die Tür, und sie tat es geräuschvoll, damit Amy es hörte: *Schau, ich lasse dir deinen Privatbereich.*

Und Amy, die sich die Telefonschnur um den Arm wickelte, hörte die Tür zugehen und verstand, doch sie wußte, daß ihre Mutter nur für einen Augenblick nett erscheinen wollte, um mühelos ein, zwei Punkte gutzumachen. »Ich kann nicht«, sagte Amy ins Telefon, während sie die Handfläche auf das Hackfleisch drückte. Und einen Augenblick später: »Nein, ich hab's ihr noch nicht gesagt.«

Isabelle, die an ihrer Schlafzimmertür lehnte, fühlte sich nicht als Lauscherin. Es war eher so, daß sie zu abgespannt war, um die Mühe auf sich zu nehmen, sich das Gesicht zu waschen oder sich umzuziehen, solange Amy noch telefonierte. Aber Amy schien nicht viel zu sagen, und nach wenigen Augenblicken hörte Isabelle, daß sie auflegte. Darauf ertönte das Klappern von Töpfen und Pfannen, und Isabelle ging ins Badezimmer, um zu duschen. Danach wollte sie ihre Gebete sprechen und dann zum Essen hinuntergehen.

Doch im Grunde machte Isabelle das Beten mutlos. Sie war sich der Tatsache bewußt, daß Jesus sich in ihrem Alter schon tapfer hatte ans Kreuz nageln lassen und geduldig dort hing, Essig an die Lippen gedrückt, nachdem er sich zuvor bei einer Wanderung durch den Olivenhain Mut gemacht hatte. Sie aber, die sie hier in Shirley Falls lebte (wenngleich auch sie durch ihre judasgleiche Tochter einen Verrat erlitten hatte, dachte sie, während sie sich Babypuder auf die Brüste stäubte), hatte keine Olivenbäume, um zwischen ihnen zu wandeln, und auch keinen nennenswerten Mut. Vielleicht auch keinen Glauben. Sie zweifelte in diesen Tagen, ob Gott ihre Misere überhaupt kümmerte. Er

war ein schwer faßbarer Bursche, einerlei, was andere behaupteten.

Der *Reader's Digest* behauptete, daß sich, wenn man beständig betete, die Fähigkeit zum Beten steigere, doch Isabelle fragte sich, ob der *Reader's Digest* nicht dazu neigte, die Dinge etwas zu vereinfachen. Sie hatte sich an den Artikeln »Ich bin Joes Gehirn« oder »Ich bin Joes Leber« ergötzt, aber der Aufsatz: »Beten: Übung macht den Meister« war, wenn man es recht bedachte, doch ein wenig profan.

Immerhin, sie hatte es versucht. Sie hatte jahrelang versucht zu beten, und sie wollte es eben jetzt wieder versuchen, als sie auf ihrem weißen Bettüberwurf lag, die Haut feucht vom Duschen, und die Augen unter der niedrigen weißen Zimmerdecke schloß, um SEINE Liebe zu erleben.

Bittet, und ihr werdet empfangen. Das war eine verzwickte Angelegenheit. Man wollte nicht um das Falsche bitten, nicht an den Unrechten geraten. Man wollte nicht, daß Gott einen für selbstsüchtig hielt, weil man um *Sachen* bat, wie es die Katholiken taten. Arlene Tuckers Mann war eigens zur Messe gegangen, um ein neues Auto zu erbitten, und Isabelle fand das abstoßend. Sollte Isabelle konkret werden, würde sie nicht so ordinär sein, um ein Auto zu bitten – sie würde um einen Ehemann beten oder um eine bessere Tochter. Nur, sie würde es natürlich nicht tun. (*Bitte lieber Gott, schick mir einen Ehemann oder wenigstens eine Tochter, die ich ertragen kann.*) Nein, sie wollte vielmehr hier auf dem Bettüberwurf liegen und nur um Gottes Liebe und Geleit beten und versuchen, IHN wissen zu lassen, daß sie für diese Dinge empfänglich war, wenn ER sich herbeiließe, ihr ein Zeichen zu geben. Aber sie spürte nichts, nur die Schweißtropfen, die sich in der Hitze des kleinen Schlafzimmers wieder auf ihrer Oberlippe und unter ihren Armen bildeten. Sie war müde. Gott war vermutlich gleichfalls müde. Sie setzte sich auf, zog ihren

Bademantel über und ging in die Küche hinunter, um mit ihrer Tochter zu essen.

Es war schwierig.

Sie vermieden es, einander anzusehen, und Amy schien es nicht für notwendig zu erachten, aus eigenem Antrieb ein Gespräch in Gang zu bringen. *Diese Fremde, meine Tochter.* Das könnte eine Überschrift für einen Artikel in *Reader's Digest* werden, falls das Thema nicht schon abgehandelt war, und vermutlich war es das, denn es kam Isabelle bekannt vor. Aber sie wollte jetzt nicht mehr nachdenken, konnte es nicht mehr ertragen, weiter nachzudenken. Sie befühlte das Milchkönnchen aus Belleek-Porzellan auf dem Tisch, das zierliche, muschelgleiche, schimmernde Milchkönnchen, das ihrer Mutter gehört hatte. Amy hatte es für Isabelles Tee gefüllt; Isabelle trank bei heißem Wetter gern Tee zu den Mahlzeiten.

Isabelle, die außerstande war, ihre Neugierde zu zügeln, und sich sagte, sie habe jedes Recht, über alle Angelegenheiten Bescheid zu wissen, fragte schließlich: »Mit wem hast du telefoniert?«

»Stacy Burrows.« Das wurde tonlos mitgeteilt, unmittelbar bevor Amy sich einen Bissen Hamburger in den Mund schob.

Isabelle schnitt eine von den eingelegten roten Beten auf ihrem Teller in Scheiben und versuchte, sich das Gesicht von Stacy zu vergegenwärtigen.

»Blaue Augen?«

»Was?«

»Ist sie das Mädchen mit den großen blauen Augen und den roten Haaren?«

»Nehm ich an.« Amy runzelte leicht die Stirn. Es war ihr zuwider, wie ihre Mutter das Gesicht am Ende ihres langen Halses schief hielt, gleich einer Vipernatter. Und sie haßte den Babypudergeruch.

»Du nimmst es an?«

»Ich meine, ja, das ist sie.«

Das leise Klappern von Besteck auf den Tellern war zu hören; beide kauten so ruhig, daß sie kaum die Münder bewegten.

»Womit verdient ihr Vater sein Geld?« fragte Isabelle schließlich. »Hat er etwas mit dem College zu tun?« Sie wußte, daß er gewiß nichts mit der Fabrik zu tun hatte.

Amy zuckte mit vollem Mund die Achseln. »Mmm-nicht.«

»Du mußt doch eine Ahnung haben, womit der Mann sein Geld verdient.«

Amy trank einen Schluck Milch und wischte sich mit der Hand den Mund ab.

»Bitte.« Isabelle senkte angewidert die Augenlider, und Amy nahm diesmal eine Serviette zum Abwischen.

»Er unterrichtet dort, nehm ich an«, räumte Amy ein.

»Unterrichtet was?«

»Psychologie, glaube ich.«

Darauf gab es nichts zu sagen. Wenn es stimmte, dann hieß das für Isabelle schlicht und einfach, daß der Mann verrückt war. Sie verstand nicht, warum Amy sich die Tochter eines Verrückten als Freundin aussuchen mußte. Sie stellte sich ihn mit einem Bart vor, und dann fiel ihr ein, daß das Scheusal Mr. Robertson auch einen Bart hatte, und darauf begann ihr Herz so schnell zu klopfen, daß sie beinahe außer Atem geriet. Der Babypudergeruch stieg von ihrer Brust auf.

»Was?« sagte Amy und blickte auf, hielt aber den Kopf noch über den Teller gesenkt, im Begriff, ein Stück Toast, das vom Bratfett durchweicht war, in den Mund zu schieben.

Isabelle schüttelte den Kopf und sah an ihr vorbei auf die weiße Gardine, die sich leicht im Fenster blähte. Es war wie

ein Autounfall, dachte sie. Hinterher sagte man sich ständig, wenn der Lastwagen doch schon über die Kreuzung gewesen wäre, als ich dort hinkam. Wenn Mr. Robertson doch durch die Stadt gekommen wäre, bevor Amy auf die High-School ging. Aber man steigt ins Auto, hat andere Dinge im Kopf, und zur gleichen Zeit rattert der Lastwagen aus der Ausfahrt, fährt in die Stadt, und man selbst fährt auch in die Stadt. Und dann ist es vorbei, und das Leben wird nie mehr sein wie vorher.

Isabelle rieb sich Krümel von den Fingerspitzen. Schon fiel es ihr schwer, sich zu erinnern, wie ihr Leben vor diesem Sommer war. Es hatte Ängste gegeben – daran konnte Isabelle sich gewiß erinnern. Es war nie genug Geld da, und sie schien immer eine Laufmasche im Strumpf zu haben (Isabelle zog niemals Strümpfe mit Laufmaschen an, und wenn es doch einmal vorkam, dann log sie und sagte, es sei eben erst passiert), und Amy hatte Schulaufgaben zu erledigen, eine dämliche Reliefkarte, für die sie Ton und Schaumgummi brauchte, eine Näharbeit in Hauswirtschaftslehre – auch diese Dinge kosteten Geld. Aber als sie jetzt ihrer Tochter (dieser Fremden) gegenüber saß und ihren Hamburger auf Toast aß, während das dunstige Sonnenlicht des frühen Abends auf den Herd und über den Fußboden fiel, war Isabelle erfüllt von Sehnsucht nach jenen Tagen, nach dem Vorrecht, sich wegen normaler Dinge Sorgen zu machen.

Sie sagte, weil die Stille beim Essen erdrückend war und weil sie irgendwie nicht wagte, auf das Thema Stacy zurückzukommen: »Diese Bev. Sie raucht wirklich zuviel. Und sie ißt auch zuviel.«

»Ich weiß«, antwortete Amy.

»Benutze bitte deine Serviette.« Sie konnte nicht dagegen an: Der Anblick, wie Amy Ketchup von ihren Fingern schleckte, machte sie fast wahnsinnig. Plötzlich hob der Zorn bereitwillig sein Haupt und erfüllte Isabelles Stimme



Elizabeth Strout

Amy & Isabelle

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74249-3

btb

Erscheinungstermin: April 2011

Ein drückend heißer Sommer in der Kleinstadt Shirley Falls, New England: Der allseits beliebte Mathematiklehrer Mr. Robertson verlässt die Stadt, Isabelle schneidet ihrer sechzehnjährigen Tochter Amy wutentbrannt die langen blonden Locken ab, und Amy wünscht sich weit weg. Sie hält es kaum noch aus, mit ihrer verhassten und doch geliebten Mutter unter einem Dach zu leben. Und Isabelle, die Amy ganz allein großgezogen hat und stets um Anerkennung kämpfte – Isabelle muss sich eingestehen, dass ihre Wut auf die Tochter nicht nur wegen Mr. Robertson so groß ist; sie ist auch neidisch ...